

# ALMUDENA GRANDES

ROMAN  
HANSER

*Inés und die Freude*





Hanser E-Book

Almudena Grandes

INÉS UND DIE FREUDE

Roman

Aus dem Spanischen von  
Roberto de Hollanda

Carl Hanser Verlag

Die spanische Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel *Inés y la alegría* bei Tusquets in Barcelona.

Die Übersetzung wurde in Absprache mit der Autorin leicht gekürzt.

ISBN 978-3-446-24681-2

© Almudena Grandes 2010

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2014

© Susanne Lange 2012 für Luis Cernuda,  
»Spanisches Diptychon II« (Auszug)

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München © Ivan Giménez / Tusquets  
Editores, 2006

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen  
finden Sie unter [www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)  
Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf  
[www.facebook.com/HanserLiteraturverlage](http://www.facebook.com/HanserLiteraturverlage) oder folgen Sie uns auf Twitter:  
[www.twitter.com/hanserliteratur](http://www.twitter.com/hanserliteratur)

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Episoden aus einem endlosen Krieg

INÉS UND DIE FREUDE

*Für Luis.  
Wieder einmal und doch nie oft genug.*

Heute ist dir dein Land nicht mehr notwendig,  
doch bleibt es dir in diesen Büchern lieb und nötig,  
wirklicher und traumgleicher als das andere:  
nicht jenes, sondern dieses ist heute dein Land,  
das, welches Galdós dich kennen lehrte,  
tolerant wie er selbst, loyal im Widerspruch,  
weltumfassend nach dem Vorbild des Cervantes,  
heldenhaft lebend, heldenhaft kämpfend  
für die Zukunft, die die seine war,  
nicht für das unheilvolle Gestern, dem das andere erneut verfiel.

Wirklich ist für dich nicht dieses Spanien, obszön und erdrückend,  
in dem heute der Pöbel regiert,  
sondern das lebendige, von jeher edle Spanien,  
das Galdós in seinen Büchern schuf.  
Dieses heilt und tröstet uns hinweg über das andere.

Luis Cernuda, »Spanisches Diptychon II« (Auszug),  
*Desolación de la Quimera* (1956–1962)

*Für Azucena Rodríguez,  
die ebenfalls an diesem Roman schrieb,  
während ich an ihrem Drehbuch  
zu einem Film arbeitete, aus dem nie etwas wurde,  
das uns aber zu ewigen Freundinnen machte.  
Wir beide sind Inés,  
denn es ist unsere Geschichte.*

*Und zum Gedenken an Toni López Lamadrid,  
den ich sehr liebte  
und in dessen ewiger Schuld ich für so vieles stehen werde,  
zuletzt seine Leidenschaft für dieses Buch.*

Trotz meines verlorenen besten Gefährten,  
trotz meiner todtraurigen Familie, die nicht versteht,  
was ich mir am meisten gewünscht hätte,  
dass sie es versteht,  
und trotz des Freundes, der uns verrät und verkauft;

Niebla, mein Kamerad,  
du weißt es nicht, aber es bleibt uns,  
mitten in diesem heldenhaften zerbombten Schmerz,  
der Glaube an Freude, Freude und nochmals Freude.

Rafael Alberti, »Für *Niebla*, meinen Hund«  
*Capital de la gloria* (1936–1938)

# INHALT

(Vorher)

I. Hier Radio Freies Spanien ...

(Während)

II. Die Köchin von Bosost

(Danach)

III. Das beste spanische Restaurant  
in ganz Frankreich

(Das Ende dieser Geschichte ist ein Punkt  
ohne neuen Absatz)

IV. Fünf Kilo *rosquillas*

Die Geschichte von Inés  
Anmerkung der Autorin

(VORHER)

Toulouse, an einem Tag im August, vielleicht noch im Juli, vielleicht aber auch schon Anfang September 1939.

Eine junge Frau geht die Straße entlang, die Lippen zusammengepresst, in sich gekehrt, wie jemand, der es eilig hat oder eine lange Liste mit Besorgungen erledigen muss. Sie heißt Carmen. Möglicherweise ist sie an diesem Tag, dessen genaues Datum im Dunkeln bleibt, noch keine einundzwanzig. Trotzdem hat sie schon viel erlebt.

»*Bonjour, monsieur.*«

»*Bonjour, madame!*«

Der Bäcker, Fleischer oder Obsthändler, der am Türrahmen des Ladens lehnt, als Carmen vorbeikommt, grüßt zufrieden eine Kundin, die er in letzter Zeit nicht oft gesehen hat, vielleicht weil sie verreist war. 1939 führen die Franzosen noch in die Sommerfrische, leben noch in einer Welt, in der es Arbeit, Urlaub und Strände mit kleinen Strandhäusern gab, in den Sand gebohrte Sonnenschirme, die sanften Wellen des Mittelmeers oder die majestätischen Fluten des Atlantiks.

Daran dachte Carmen möglicherweise, an einen Archipel voller Dachterrassen, auf denen Laken zum Trocknen hängen, oder an Weinranken, die sich unter dem Gewicht der grünen Trauben biegen, an die Sonne, die in der trägen Stille der Siesta auf die Kalkwände brennt, an eine Fliege, der vom stundenlangen Kreisen über der geheimnisvollen runden Öffnung eines Krugs schwindelig ist, oder an halb nackte Kinder. Ihr Lächeln trägt die Spuren von Feigen oder Wassermelonen, deren zuckriger Saft fröhliche Rinnsale auf ihrem Kinn hinterlässt. Das war in einer anderen Zeit, in Sommern, die noch nicht lange zurückliegen, ihr aber nun wie ewig vergangen erscheinen, in einem Land, das existiert und wieder nicht existiert. Es ist verschwunden, und doch bleiben seine Fenster weiter geschlossen und seine Rollläden heruntergelassen wie Schutzschilde gegen die Hitze. Die Straßencafés wimmeln noch immer von singenden Nachtschwärmern und Betrunknen, die unbekümmert den neuen Tag

heraufdämmern sehen. An der Küste wird es noch die Dörfer mit schwindelerregenden, steilen Straßen geben, wie Rutschbahnen aus staubigem gelbem Stein, ohne Gehsteige, an deren Ende man Flecken eines unvergleichlichen Meeres sieht, so rein, so schön, so blau, wie ein fremdes Meer niemals sein kann. Besser, nicht darum zu wissen, besser, keine Erinnerung daran zu haben. Während sie die Stimme einer unbekanntes Kundin hört, die den Händler nach dem Preis für dieses oder jenes fragt, denkt Carmen an Spanien, beschleunigt ihre Schritte noch mehr und presst die Lippen noch stärker aufeinander zu einem wütenden Ausdruck von Entschlossenheit, dem einzigen Vermächtnis, das den Verzweifelten bleibt.

»*Écoute, Marcel! Où vas-tu tellement ...?*« Der Rest der Frage geht im Quietschen der Pedale und im metallischen Kreischen der Fahrradkette unter, die sich mit voller Kraft dreht.

Aber die Antwort hört sie. »*Salut!*« Ein neutraler Ausdruck, den der freche, boshafte Akzent des Fahrradfahrers in einen Code verwandelt, den sie nicht zu entschlüsseln vermag.

Als sich ihre Wege kreuzen, lacht der Junge auf dem Bürgersteig immer noch, obwohl das Fahrrad seines Freundes längst in einer Seitengasse verschwunden ist. Er kann nicht wissen, dass die junge Frau, die ihm entgegenkommt, bis heute jeden Tag, meistens mit leiser Stimme, ein fast identisches Wort vor sich hin murmelt, *salud!*, über das allerdings niemand lacht. Doch selbst wenn er es wüsste, würde es ihn nicht interessieren, also möchte auch Carmen nicht daran denken, während sie hastig weitergeht und versucht, ihre Umgebung im Auge zu behalten, ohne den Passanten aufzufallen. Das zumindest ist dieser untersetzten Frau mit den breiten Hüften, dem sympathischen Gesicht, den kleinen lebendigen Augen und dem zarten Lächeln nie schwergefallen. Sie ist nicht hässlich, ja sogar ansehnlich, wenn man Zeit oder Lust hat, zwei Mal hinzusehen, aber vor allem ist sie innerlich wie äußerlich eine ganz normale Frau, fast gewöhnlich, eine wie unzählige andere. Das war Carmen de Pedro immer, bis man ausgerechnet ihr eine Aufgabe übertrug, die über ihren Ehrgeiz hinausging und ihre Fähigkeiten bei weitem überstieg.

Seitdem findet sie keinen Schlaf mehr. Seit diesem Tag fürchtet sie sich vor allem, am meisten vor sich selbst und dem absehbaren Scheitern einer Mission, die ihr über den Kopf gewachsen ist. Als sie in die Partei eintrat – sie war noch ein Mädchen, fast ein Kind –, hatte sie keine Ahnung von der ungeheuren Last, die eines Tages auf ihren Schultern ruhen, ihre Vorstellungskraft übersteigen und ihr Bewusstsein erschüttern würde. Diese Verantwortung spürt sie wie einen großen, scharfkantigen Stein, der sich bei jedem Schritt in ihr Fleisch bohrt und macht, dass sich jeder wache Augenblick und auch der letzte Winkel ihrer düsteren Träume mit gefährlichen Ungeheuern bevölkert.

Das also sieht sie, während sie in Toulouse durch die Rue des Jacobins, die rue Mirepoix oder die Rue Léon Gambetta geht, schmale Gassen mit Steinhäusern, ohne einen Flecken Strand am Ende. Dieses brave Ding, das nie vorgab, etwas anderes zu sein als brav, eine ehemalige Schreibkraft des Madrider Zentralkomitees, die fast sämtliche Führer der PCE, der Kommunistischen Partei Spaniens, persönlich kannte, allerdings nur, weil sie ihre Reden abtippte und ihre Briefe ins Reine schrieb, die sie anschließend unterzeichneten. Sie öffnete ihnen die Tür, wenn sie kamen, und schloss sie wieder, wenn sie gingen, mit immer demselben Lächeln auf den Lippen. Das kann sie, das war stets ihre Aufgabe, nach einer anderen hatte sie nie verlangt. Während Toulouse einen angenehm warmen Tag im langweiligen Leben eines Frankreichs genießt, das von nichts etwas wissen will, weder, wo es steht, noch in welcher Zeit es existiert, weder, wer seine Nachbarn sind, noch was sie treiben oder planen, geht Carmen de Pedro durch seine Straßen, mit einer Hölle auf den Schultern, einer beweglichen Qual, einem weiteren verfluchten spanischen Segen.

»*À tout à l'heure, madame!*«

»*Au revoir, Marie, à dimanche!*«

Die Glocke über der Tür schrillt wie eine wild gewordene, exotische Klapperschlange, ein akustisches Wunderding, passend zur Gestalt der elegant gekleideten, tadellos frisierten und mit Schmuck behängten alten Dame, die so aussieht, als wäre sie ihr ganzes Leben lang reich gewesen, und

nun mit einer Schachtel Gebäck durch die Tür tritt, die ihr ein etwa zehnjähriges, hochgewachsenes Mädchen aufhält.

»*Au revoir, Nicole!*« Die Kleine lächelt mit zuckerverschmiertem Mund. In der rechten Hand hält sie das angebissene Gebäck, das sie sich von der Schule kommend aus der Auslage genommen hat.

»*Au revoir, madame!*«

Ihre Mutter, die eine makellose weiße Schürze trägt, auf der in Blau schnörkelig der Name des Ladens, *Pâtisserie du Capitole*, eingestickt ist, wartet hinter dem Tresen, bis die Kundin gegangen ist, und weist dann ihre Tochter an, augenblicklich nach oben zu gehen und ihre Hausaufgaben zu machen. Die Rue Gambetta verbreitert sich unmerklich auf den letzten Metern, bevor sie in die Place du Capitole mündet, die so weit und einladend daliegt wie das Meer, das Toulouse nie erreicht. Dort wartet er unter den Kolonnaden, halb in einem Ladeneingang versteckt, und tut so, als studiere er die Schaufenster mit der reichen Auswahl an Regenschirmen, Käsesorten oder Büchern, obwohl er sich nicht im Geringsten dafür interessiert.

Seit Tagen folgt er ihr heimlich in sicherem Abstand. Er weiß, wo sie wohnt, mit wem sie befreundet ist, wann sie gewöhnlich das Haus verlässt, welchen Weg sie nimmt, wo sie isst, mit wem sie isst, wann sie zurückkehrt und dass sie allein zurückkehrt. Er hätte sie am Tag zuvor oder an dem danach ansprechen können, mit derselben Selbstsicherheit und derselben erstaunlichen Unbefangenheit, mit der er es heute tut. Er wirft einen Blick auf sein Spiegelbild im Schaufenster und drückt sich den Hut etwas schräger in die Stirn. Dann steckt er die Hände in die Taschen, dreht sich hastig um und überquert den Platz. Mit gesenktem Blick und gespielter Eile steuert er geradewegs auf die Frau zu, bis er fast mit ihr zusammenstößt.

»*Excusez-moi.*« Erst als er unmittelbar vor ihr steht, hebt er den Kopf und starrt sie mit offenem Mund an, als wäre er überrascht. »*Carmen!*«

Sie braucht einen Moment, bis sie ihn erkennt. »*Jesús ...*« Sie blickt nach links und rechts und hinter ihn, bis sie sich vergewissert hat, dass er allein ist. Erst dann sieht sie ihm in die Augen und erwidert sein Lächeln.

»Was für eine Überraschung, Carmen!« Er streckt die Hände aus, ergreift die ihren und küsst sie womöglich auf die Wange. »Wie geht es dir?«

Es ist nicht leicht, diesen Mann zu beschreiben oder ihn mit seinen Landsleuten oder Zeitgenossen zu vergleichen. Leicht zu lieben und schwer zu vergessen, innerlich wie äußerlich. Er ist groß, kräftig, mit breiten Schultern und großen Händen, möglicherweise Vorzeichen einer späteren Fettleibigkeit, die uns aber im Augenblick nicht interessieren muss, weil sie nicht zum Status eines politischen Flüchtlings in Frankreich passt, in diesem August, vielleicht Juli oder Anfang September des Jahres 1939. In diesem Augenblick ist Jesús Monzón Reparaz vor allem ein lebenswürdiger und sehr stattlicher Mann. Nicht unbedingt attraktiv, denn sein Kopf scheint direkt auf dem Rumpf zu sitzen, und man ahnt bereits seine späteren Geheimratsecken. Trotzdem, manchmal, wenn er verhalten lächelt, tragen seine Augen denselben schrägen Zug wie sein Mund. Dann erhebt ihn seine überragende Intelligenz, gepaart mit ebensolcher Niedertracht, auf eine viel höhere Ebene als die, wo die nichtssagende, oftmals jugenhafte Attraktivität der meisten Männer endet. Dann ist er mehr als nur ein gut aussehender Mann, dann kann er unwiderstehlich sein, und das weiß er.

So war es, oder so könnte es zumindest gewesen sein. Sicher ist nur, dass Carmen de Pedro und Jesús Monzón, die sich bis zu diesem Augenblick nur flüchtig kennen, in Frankreich begegnen, wahrscheinlich in Toulouse, und anscheinend rein zufällig, an einem Sommertag im August oder Juli, vielleicht auch Anfang September 1939. Einzelheiten sind nicht bekannt, denn er hat mit Sicherheit dafür gesorgt, dass niemand Zeuge einer Begegnung wurde, die vieles und um ein Haar alles verändert hätte.

Zu dieser Zeit ist Jesús Monzón noch keine dreißig, wirkt aber um zehn Jahre älter. Sein reifes, ernstes Äußeres ist ihm eher nützlich als schädlich, vor allem in schwierigen oder gefährlichen Zeiten, wenn keiner dem anderen über den Weg traut und zahllose Minister, Abgeordnete und Vertreter der spanischen Republik sich entweder wie aufgescheuchte, zu Tode erschrockene Hühner oder wie grausame Hyänen verhalten, die über die Leiche ihrer Mutter gehen würden, nur um einen Platz auf einem mexikanischen Schiff zu ergattern. In diesem Augenblick machen Jesús Monzón der tadellose Hut, der makellose Schnitt seines englischen Mantels, die Selbstsicherheit, die ihm in einer der vornehmsten Familien von

Pamplona sozusagen in die Wiege gelegt wurde, und jene, die er später während des Krieges in den Büros der Zivilregierung von Alicante und Cuenca erworben hat, zu einem äußerst wertvollen Mann, der Vertrauen einflößt und in der Lage ist, mit jeder heiklen Situation fertig zu werden. Monzón wirkt nicht nur so, er ist tatsächlich ein äußerst wertvoller Mann, obgleich die Führer seiner Partei ihm noch nie vertraut haben.

Kurz vor Ausbruch des Bürgerkriegs gründet Monzón die Organisation der Kommunistischen Partei Spaniens in Navarra und hält sich als ihr Generalsekretär im Amt, bis zum Staatsstreich vom 18. Juli 1936 in Pamplona, wo General Emilio Mola die Rebellen befehligt und der ohne Gegenwehr verläuft. Monzón gelingt die Flucht, höchstwahrscheinlich mit Unterstützung eines Familienmitglieds. Seine Brüder, Cousins, Eltern, Großeltern, Urgroßeltern sind alle Karlisten, für Gott, Vaterland und König. Trotzdem hilft ihm irgendein Rekrut, die Frontlinie zu überqueren. Doch als er in Bilbao ankommt, der ersten Etappe seiner Rückkehr in die republikanische Zone, erntet er für seine Heldentat mehr Argwohn als Lob.

Er ist kein Einzelfall. Beide Bürgerkriegsparteien misstrauen ihren verlorenen Söhnen gleichermaßen, oft wandern diese vom Verhör direkt ins Gefängnis. Jesús wird zwar zu keiner Zeit behelligt oder festgenommen, aber auch nicht befördert oder mit einem Posten in der Organisation belohnt, während andere Kommunisten, die aus ebenso angesehenen Familien stammen wie er, allen voran Ignacio Hidalgo de Cisneros und Constanca de la Mora, eine blendende Karriere in der Partei machen, ohne dass man an ihrer aristokratischen Herkunft Anstoß nimmt. Monzóns spätere Ernennung zum Zivilgouverneur von Alicante und Cuenca durch Premierminister Juan Negrín vollzieht sich auf Regierungsebene, fern der Entscheidungszentren seiner Partei. Wenige Tage ehe Coronel Casado den Krieg auf gleiche Art und Weise beendet, wie er begonnen hatte, nämlich mit einem Staatsstreich, ernennt Negrín, der viel zu schlau ist, um sich nicht bis zum Schluss die Dienste eines solchen Mannes zu sichern, Monzón zum Generalsekretär des Verteidigungsministeriums, ein äußerst wichtiger Posten unter damaligen Umständen, den er allerdings nicht mehr antreten kann. In den Führungsrängen der Kommunistischen Partei Spaniens spielt er jedoch noch

immer keine bedeutende Rolle, sodass Dolores Ibárruri ihn kurz nach seinem Eintreffen in Frankreich nur zur Hilfskraft ihrer Sekretärin Irene Falcón macht. Zu dem Zeitpunkt ist diese gerade dabei, eine Liste mit spanischen Parteiführern zusammenzustellen, die in die Sowjetunion eingeladen werden sollen. Der ehemalige Generalsekretär der Kommunistischen Partei von Navarra ist nicht darunter. Man kann sich leicht vorstellen, wie verbittert ein Mann mit Monzóns Selbstbewusstsein, seinen Fähigkeiten und seinem Hochmut angesichts seiner neuen Stellung gewesen sein muss. Bislang war er es gewohnt, selbst Befehle zu erteilen. Nun sind seine Aufgaben so belanglos, dass ihn Georgi Dimitrow, der Generalsekretär der Komintern, der ihn in dieser Zeit kennenlernt, für Pasionarias Sekretär hält. Nachdem er sich die Zeit damit vertrieben hat, in seinem Tagebuch die Tugenden – und Fehler – mittelmäßiger Führer wie Mije, Checa oder Delicado festzuhalten, kommt er zu dem Schluss, Monzón sei ein Taugenichts, obwohl er während der Republik Zivilgouverneur gewesen war.

Jeder erwischt mal einen schlechten Tag, auch ein Mann wie Dimitrow, aber vielleicht hat einer seiner spanischen Genossen bereits bemerkt, dass ihnen von Monzóns Tugenden mehr Gefahr droht als von seinen Fehlern. Wer so denkt, liegt nicht falsch, und trotzdem begeht Dolores Ibárruri einen verhängnisvollen Fehler, indem sie Jesús Monzón unterschätzt. Zu ihrer Ehrenrettung sei gesagt, dass sie damals nur eines im Kopf hatte.

Die unsterbliche Geschichte stellt verrückte Dinge an, wenn sie auf die Liebe Sterblicher trifft. Vielleicht ist es aber auch nur so, dass die körperliche Liebe in der offiziellen Version der Geschichte nicht vorkommt, obwohl sie sie letztendlich bestimmt. Stattdessen lässt diese sich höchstens dazu herab, die geistige Liebe zu betrachten, die zwar erhabener ist, aber auch blasser und daher weniger entscheidend. Lippenstifte tauchen in den Büchern nicht auf. Professoren beachten sie nicht, wenn sie ökonomische, ideologische und soziale Faktoren miteinander kombinieren, um exakte interdisziplinäre Rahmen abzustecken. Hier gibt es keine Kästchen, um ein Erschauern, eine Vorahnung, den stummen Ruf zweier Blicke, die sich begegnen, die Gänsehaut oder eine unerklärliche Begegnung einzuordnen, die scheinbar zufällig zustande kommt, obwohl sie in einer oder vielen schlaflosen

Nächten minutiös geplant wurde. In Geschichtsbüchern ist kein Platz für Augen, die ins Dunkel starren, auf einen Himmel, der von den vier Ecken der Schlafzimmerdecke begrenzt ist, auch nicht für die Begierde, die immer heißer wird und die Grenzen einer angenehmen Phantasie, eines harmlosen Streichs, einer vergnüglichen Unschicklichkeit sprengt, bis sie den Mund austrocknet und den Hals verbrennt, den Magen zusammenzieht und schließlich die Flammen ihrer Herrschaft ausdehnt, um die Glut bis in die letzten Zellen des ahnungslosen sterblichen Körpers zu tragen. Die Liebe des Geistes ist erhabener, aber diese Spannung kann sie nicht aushalten. Niemand hält sie aus. Nicht einmal sie, weil sie bereits unsterblich war, aber noch lebte.

*»No pasarán!«*

Die Madrilenen auf den Parkettsitzen, in den Gängen, auf den Treppen und im Foyer des Monumental Cinema an der Plaza Antón Martín erkennen nicht den kleinsten Hinweis auf das, was passiert, vielleicht schon passiert ist oder in Kürze passieren wird. In den Zeitungen, die über das Ereignis berichten, bei dem sie zum ersten Mal als Gleichberechtigte zusammen in der Öffentlichkeit auftreten, werden nur ihre Namen erwähnt, ihre Reden zusammengefasst und mit Fotos bebildert, die mit denen eines anderen Szenarios, einer anderen Veranstaltung in einem anderen Theater austauschbar wären. Trotzdem ist heute kein Tag wie jeder andere.

*»No pasarán!«*

Die Uhren sind am 23. März 1937 stehengeblieben, und das Monumental Cinema platzt vor euphorischen Zuhörern aus allen Nähten. Sie sind noch ungläubig, aber deshalb umso glücklicher, und versinken in einer flammenden, allumfassenden Freude, die ihnen eigentlich fremd ist. Heute haben sie endlich etwas zu feiern, denn vor achtundvierzig Stunden haben sie erlebt, was bislang nur dem Feind vergönnt war. Die Armee der Republik, nicht länger ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Freiwilligenbataillonen ohne Erfahrung, ohne Disziplin und ohne Offiziere, wie diejenige, die im November 1936 Madrid verteidigte, sondern eine richtige Armee, hat einen kolossalen Sieg errungen und Mussolinis Truppen

zutiefst gedemütigt. Goliath ist zu Boden gegangen, nachdem er von einem Stein an der Stirn getroffen wurde. David kann es selbst kaum fassen.

*»No pasarán!«*

Das schrie sie, bis sie heiser war, sie werden nicht durchkommen, und sie sind nicht durchgekommen, weder durch die Sierra noch durch Moncloa, durch die Straße nach La Coruña nicht, und noch weniger durch Guadalajara, niemals durch Guadalajara, und durch Jarama auch nicht. Madrid ist lebendiger und aufrechter als je zuvor, dank Guadalajara, und der erste Redner bestätigt dies mit Nachdruck, während die Frauen unter den Zuhörern fasziniert Beifall klatschen und ihn mehr feiern als den Sieg. Denn Francisco Antón ist ein hübscher Kerl. Ein sehr hübscher Kerl. Achtundzwanzig Jahre, stolz, aber vor allem hübsch, ein beeindruckendes Gesicht, in dem sich der jugendliche Schwung der Wangenknochen, eine elegante Nase und sinnliche Lippen mit tiefschwarzen Augen und dichten Brauen verbinden. Von vorne beeindruckt er, im Profil sieht er aus wie ein Schauspieler, und in der perspektivischen Verkürzung gleicht er einer Gestalt aus einem Fresko von Michelangelo. Dabei ist er nur ein Junge von nebenan in der Uniform eines Kommissars des Ejército del Centro.

*»No pasarán!«*

Sie ist bereits unsterblich, obwohl sie noch lebt. Heute ist auch sie anwesend, auf der Bühne des Monumental, so euphorisch, so glücklich und enthusiastisch wie die anderen, und doch nicht mehr als an jedem anderen Tag, denn genau diese Leidenschaft verkörpert sie. Sämtliche Fassaden sind mit ihrem Gesicht beklebt, ihre Reden werden auf Flugblättern verbreitet, ihre Stimme ist in allen Radiosendungen zu hören. Die Energie ihrer Gebärden ist die Kraft, welche die ihren zu verlieren fürchten, der Seufzer, der ihnen durch die zusammengebissenen Zähne zu entweichen, der Glaube, der sie zu verlassen droht. Auf dieser Versammlung ist sie ganz sie selbst, ähnelt so sehr ihrer Legende, dass niemand einen Unterschied zu anderen Nachmittagen und anderen Versammlungen erkennen kann, und doch ist sie bereits eine andere, muss sie eine andere sein.

Viele Jahre später werden jene, die die Wahrheit kennen, versuchen, sich an diesen Nachmittag zu erinnern, sie wieder auf der Bühne des Saals zu

sehen und einzelne Bilder wiederfinden: das Lächeln, das zu breit für ihren Mund war, die Art, wie sie die Genossen umarmte, die mit ihr da oben standen, wie sie sie an den Unterarmen fasste und ihnen in die Augen sah, nichts weiter, denn sie behandelte Antón nicht anders als die anderen. Sie war so wie immer, derselbe Haarknoten, dieselbe weite Bluse, derselbe unförmige Rock, ihr ewiges imaginäres Trauerkleid, reine Propaganda, die nichts mehr mit der schmerzhaften Abwesenheit ihrer vier Kinder zu tun hatte, die starben, ohne zu erfahren, wer ihre Mutter war.

Arme Dolores! Diese Art von Mitleid hätte sie nie gewollt, doch es ist schwer, es nicht zu denken, es nicht auszusprechen. Arme Dolores, die sich nie ein eng anliegendes, buntes Kleid kaufen konnte oder Schuhe mit hohen Absätzen, die das Haar weder lose tragen noch sich die wenigen grauen Haare an den Schläfen färben durfte. Arme Dolores, arme einzigartige Frau, universelles Symbol und Idol der Unglücklichen dieser Erde. Sie war arm und doch immer sie selbst, mächtig, ehrgeizig, hartnäckig, genial, verehrt wie Gott und ebenso grausam, als der Verlust der Liebe sie verbitterte. Arme Dolores, arm im Winter, im Frühjahr 1937, als sie sich nur für ihn die Lippen schminkt und sich gegen die erdrückende Perfektion einer Persönlichkeit auflehnt, die sie selbst erfunden hat, ohne zu wissen, wie sehr sie dies einmal bereuen würde.

Und trotzdem schläft sie bereits mit ihm. In aller Heimlichkeit und Stille, auch wenn niemand sieht, wie sie gemeinsam aus einem Zimmer kommen, jeden Abend ein anderer Code, ein flüchtiges Protokoll von Zeichen und geschlossenen Türen. Francisco Antón und Dolores Ibárruri schlafen miteinander, und sie muss auch noch denen dankbar sein, die sie nicht daran hindern. Pasionaria ist nicht wie andere Frauen, sie darf es nicht sein, weil sie viel mehr ist als eine Frau, sie ist eine Ikone, ein Symbol, ein Heiligenbild, geschlechtslos wie ein Engel. Dolores ist Mutter, ja, aber die Mutter aller, die Jungfrau Maria des internationalen Proletariats, unbefleckt empfangen und imstande, unbefleckt die Kinder eines kommunistischen Führers zu empfangen. Er ist ein ernster und aufrichtiger Mann, ja, aber mittelmäßig und um vieles ungeschickter als sie, ein unbedeutender Schatten, den niemand zur Kenntnis nimmt. Kein Mensch beachtete Julián Ruiz, bis die

Naturgewalt Dolores ihrem Temperament folgte und sie sich verliebte, wie sie war: ein Wirbelwind, ein Seebeben, ein zerstörerischer Tropensturm, Geliebte eines sehr hübschen und sehr jungen Mannes, der ihr überaus guttat, nicht aber ihrer Karriere.

Sie ist zweiundvierzig, ihr Liebhaber vierzehn Jahre jünger, doch im ersten Frühling des Bürgerkriegs schlafen sie miteinander, und wenn sie morgens aus dem Bett steigen, sind sie gleich alt. So scheint es, so denken die ihren, die sie lieben, die sie brauchen, die bei ihrem Namen schwören, wenn sie sie am selben Tag an verschiedenen Orten sehen. Es sind lange, anstrengende Tage, an denen sie es mit allen aufnehmen kann, aber niemand mit ihr. Ein unermüdliches Lächeln auf den Lippen und so viel Kraft, Energie, Wärme. Von der Front zu einem Komitee, nach dem Fototermin zurück an die Front und anschließend zu Festakten, Gedenkfeiern, Versammlungen, täglichen Zusammenkünften, fast jeden Abend ihre Stimme im Radio. Woher nimmt diese Frau all die Kraft, fragen sie sich, sie wird erschöpft ins Bett fallen ... Und ja, sie fällt erschöpft ins Bett, aber nicht, um zu schlafen. Sie kann keine Zeit mit Schlafen verlieren, trotzdem wird nie jemand hinter den Grund ihres legendären Durchhaltevermögens kommen.

Es gibt kein größeres Glück im Leben, als glücklich verliebt zu sein, deshalb ist es so selten. Was zuerst »La Pasionaria« Dolores Ibárruri und später Carmen de Pedro widerfuhr, ist schlimmer, kommt aber auch viel häufiger vor. Beide verliebten sich weder glücklich noch unglücklich, sondern mutig in Männer, die sehr unterschiedlich, aber gleichermaßen gefährlich waren, jeder auf seine Art und aus verschiedenen Gründen. Die unsterbliche Geschichte stellt verrückte Dinge an, wenn sie auf die Liebe zweier verletzlicher Sterblicher trifft, die nicht in der Lage sind, über das Objekt ihrer Begierde hinauszublicken und sich hoffnungslos jener gestaltlosen Macht ergeben, die ihr unverwüstliches Verlangen beherrscht. Die unsterbliche Geschichte ist oft eine Geschichte der Liebe, und unsere ist die von zwei Frauen, die nicht denselben Mann über viele Jahre hinweg lieben durften, die keine Zeit hatten, sich an seinem Schnarchen sattzuhören oder immer wieder dieselben unnützen Fragen zu stellen. Frauen, die weder

fluchten noch drohten, nicht mitten in einem Streit aufgaben, der genauso langweilig war wie unzählige andere davor, und nicht erlebten, wie ihre Männer alt wurden. Sie hatten keine Zeit, die seltsame Zärtlichkeit des vertrauten Körpers zu erleben, der im selben Rhythmus altert wie der eigene, eines Körpers, der stets derselbe zu sein scheint, wenn man ihn des Nachts im Bett umarmt, und es trotzdem nicht ist, weil er sich verändert hat.

Keine der beiden kommt so weit, doch das hindert sie nicht daran, für eine Weile überglücklich zu sein. So ist die Liebe, und das unterschiedliche und doch ähnliche Geheimnis, das ihrer beider Geschichte umgibt, wird eher süß als bitter gewesen sein, zumindest am Anfang. Es bindet Dolores, die als Mädchen so gläubig war, noch stärker an den verbotenen Mann. Er hat in ihr eine Leidenschaft geweckt, die eingeschlafen war seit den Tagen der Fastenzeit, der Opfer und Kasteiungen, mit denen sie sich dem Heiligsten Herz Jesu verschrieben hatte, während sie gleichzeitig nach Gründen suchte, das Göttliche für eine universelle humanistische Sache aufzugeben. Viele Jahre später durchlebt sie nun diese Leidenschaft auf ähnliche Weise neu, aber ohne den Schmerz, ohne Schuldgefühle. Sie ist zu intelligent, ihr Leben zu einzigartig, um sich den Vorurteilen zu unterwerfen, die andere in ihrer Umgebung immer noch beherrschen. Und trotzdem erlebt sie in Antóns Armen noch einmal den Schwindel der Versuchung, die Süße der Sünde, den lustvollen Schmerz des Sichverlierens und auch den verblüffenden Verzicht auf eine Hingabe, von der es kein Zurück gäbe.

Ihre steifen, verantwortungsbewussten Genossen, Männer, die sich unter ihrer Führung die Macht in der Partei teilen, werden nie verstehen, wie eine so große Persönlichkeit sehenden Auges in eine so erbärmliche Falle stolpern kann. Die Haltung der Frauen ist noch kompromissloser, vielleicht weil sie es besser verstehen, doch alle tolerieren es, zähneknirschend, mit eiserner Disziplin, widerwillig. Niemand wagt es, sich Dolores entgegenzustellen, und wenn einer es täte, gingen alle das Risiko ein, diese wirklich ernste Angelegenheit ans Licht zu zerren. Es ist eine tödliche Bombe, die man nur mit Samthandschuhen oder spitzen Fingern anfasst. Die Medizin wäre schlimmer als die Krankheit; besser, man schweigt.

So verwandelt sich Dolores' Liebe in ein Geheimnis, das man nicht erwähnt, über das man weder spricht noch flüstert, nicht einmal, wenn man weiß, dass der Gesprächspartner eingeweiht ist. Niemand muss es dem anderen erklären. Niemand muss irgendwen ermahnen, die Stimme zu senken, wenn man über Pasionarias Liebe redet, von der jeder weiß, dass sie verboten ist. Nicht dass jemand sie ausdrücklich verboten hätte; es versteht sich einfach von selbst. Alle ihre Genossen und Genossinnen verbieten es sich, weil eine so alte Frau, eine verheiratete Frau mit Kindern, eine so bedeutende Führerin mit einem so jungen Mann ... Das ist nicht schön, das ist schmutzige Wäsche, mit der man sich nur zu Hause beschäftigen darf, hinter verschlossenen Türen, heruntergelassenen Rollläden, in der Waschküche des eigenen Gewissens. Die Formel, auf die sie zurückgreifen, um das zu bewerkstelligen, ist schäbig, aber wirksam. Sie verdeckt die Verletzung ihrer Moral und den Saldo ihrer puritanischen Vorurteile, denn sie wissen genau, dass diese mit den Zielen, die sie vertreten, nicht vereinbar sind, und verstecken sie deshalb hinter falschen, fadenscheinigen Argumenten.

Und doch wird Antón nie ihr Lebensgefährte sein. Er ist ihr Liebhaber, ihr Geliebter, ihr wunder Punkt. Aber nicht ihr Lebensgefährte. Deshalb kann sie ihn trotz ihrer Macht nicht retten, an ihrer Seite behalten oder mit nach Moskau nehmen, als alles zu Ende geht. Er landet in einem entsetzlichen französischen Lager, so wie die anderen, und sie bricht allein auf, umgeben von Menschen, doch allein.

Seit dem Frühjahr 1939 ist sie in Moskau in Sicherheit. Sie lebt in einem beheizten, komfortablen Haus, wo sie die Reden schreibt, die sie am Tag darauf halten wird, lächelt unter dem Beifall der Menschenmassen, nimmt Blumensträuße entgegen und auch die Küsse der kleinen Pioniere. Hier empfängt sie jeden Tag Delegationen, die ihre Bewunderung für sie, und ihre Solidarität mit dem spanischen Volk bekunden, hier schläft sie allein in einem weichen Bett, das ihr so groß wie eine karge Eiswüste erscheint, weil sie vor dem Einschlafen, der einzigen Zeit, in der sie mit ihrer Einsamkeit allein ist, noch mehr an ihn denken muss. Antón befindet sich in Le Vernet, einem berüchtigten französischen Strafgefangenenlager für spanische

Republikaner, die aufgrund ihrer revolutionären Vergangenheit als gefährlich eingestuft wurden – kein Wunder bei einem Führer der Kommunistischen Partei. Die französischen Behörden wissen nichts von der Beziehung zwischen Francisco Antón und Pasionaria, und das rettet ihm möglicherweise das Leben. Doch wie alle Gefangenen in diesem fürchterlichen Straflager bekommt er nur halb so viel zu essen und zu trinken wie andere Häftlinge in anderen Lagern, und manchmal auch gar nichts: am »Pranger«, wo er vierundzwanzig Stunden stehen muss, mit an einen Pfahl gefesselten Hand- und Fußgelenken.

Dolores denkt jeden Tag, jede Nacht, jede Stunde an ihn, und sie trägt immer sein Foto bei sich. Allerdings unterscheiden sich ihre Fotos deutlich von denen, die andere Menschen in derselben Situation in der Brieftasche mit sich führen. Auf allen sieht man ein Podest, einen Tisch, Mikrofone, ein Porträt von Marx oder Lenin und viele Menschen um ihn herum. Vielleicht hat sie nicht einmal ein Foto von ihm allein, das niemand kennt, entspannt, an einem Esstisch, vor einem Erkerfenster, oder ein billiges Panoramafoto, das Liebespaare vor der Balustrade einer Brücke oder der Silhouette eines Berges von sich machen lassen, sein Arm um ihre Schultern gelegt, zwei identische Lächeln und nichts weiter, ein Foto, wie alle Welt es hat. Möglich, dass sie so eines besitzt, vielleicht aber nicht einmal das, und sie kann nur ihre von Mal zu Mal blässeren Erinnerungen betrachten, die erstarrten Bilder einer Liebe, die unter den Bomben aufblühte und vom Spiegel ihrer eigenen Unrast zurückgeworfen wird.

Es ist nicht nur die stete Sorge um das Wohl des Gefangenen, Hunger, Durst, Leid, Strafen, die Tag um Tag jenen geliebten Körper erniedrigen, den sie unter allen anderen erwählt hat, um die ungewisse Zukunft eines Mannes, dem in diesem Augenblick die kleinste Laune des Schicksals das Leben kosten kann. In Le Vernet ist schon die winzigste Krankheit der erste Schritt in den Tod, und irgendwann zwischen Ende 1939 und Anfang 1940 erkrankt auch Francisco Antón. Dolores erfährt am anderen Ende Europas davon und ist zutiefst beunruhigt. Die Nachrichten, die sie erhält, verschlechtern sich ebenso wie der Zustand des Gefangenen. Das wäre das Schlimmste, das Härteste, das Schmerzhafteste, doch sie hat mehr als nur

einen Feind, und die Zeit gehört dazu. In Moskau, in Sicherheit, allein unter so vielen Menschen, wird sie sich bewusst, wie rasch ihr Körper altert. Der Rhythmus ist anders als bei ihm, dem man das Vergehen von Tagen und Nächten weniger ansieht, obwohl er im Gefängnis und krank ist. Dolores hat keine Zeit. Sie ist schön, mit vierundvierzig Jahren und auch mit fünfundvierzig, nach mehreren Geburten und bevor sie beginnt, mehr zu sein als eine Frau: eine Ikone, ein Idol, die Göttin der Atheisten. Aber noch ist sie vierundvierzig, dann fünfundvierzig, hat vier Schwangerschaften hinter sich, und das kann keine Heiligsprechung wieder richten.

Rückblickend und mit etwas Abstand zur Historie, die auf ihre Liebe keine Rücksicht nehmen wollte, hat ihre moskowitzische Bitterkeit etwas zutiefst Anrührendes. Sie, die der katholischen Kultur das heilige Ansehen der Mutterschaft entreißen konnte, um sie in den Dienst des Antifaschismus zu stellen, hätte es nicht gern gehört, aber ihre Einsamkeit, ihre Unsicherheit, ihr Scheitern als erwachsene Frau, ihr Ehebruch und die hoffnungslose Abhängigkeit von der unbarmherzigen Jugend eines schönen Körpers sind viel bewegender als die gespielte weibliche Fürsorge, die sie mit so viel Klugheit zu dosieren und zu vermitteln wusste und die sie zu einem wesentlichen Bestandteil des revolutionären Kampfes in der ganzen Welt machte. Jenseits von Zeit und Geschichte sind ihre Zerbrechlichkeit und Wut bewegend, dieser stumme Zorn, den sie nicht wagt hinauszuschreien, weil sie Gott ist, aber kein Mann. Sie ist Gott, aber eine Frau, und deshalb nützt ihr das Gottsein gar nichts. Gott und Jungfrau zugleich, Gott und Mutter, Gott und Schwester, Gott und vorbildliche Ehefrau, Gott und der Spiegel ihrer Genossinnen, Gott und selbstlose Arbeiterin, Gott und unbeugsame Revolutionärin, Gott und Hohepriesterin der internationalen Arbeiterklasse ... Deren Vertreter hätten sich gegenseitig in die Rippen gestoßen, nachsichtig und verschwörerisch gegrinst, wenn sich ein vierundvierzigjähriger Mann mit einer hübschen siebenundzwanzigjährigen Frau ins Exil abgesetzt hätte. Viele haben es getan, und es ist nichts passiert. Der Krieg, sagen sie, das Durcheinander nach der Niederlage, es waren schwere Zeiten ... Stimmt, es waren schwere Zeiten, manche haben dieselbe Situation genutzt, um eine Frau in Spanien zu vergessen, mit der sie nicht

mehr zusammenbleiben wollten, doch viele andere, glücklichere Paare haben sich schon bald auf der anderen Seite der Pyrenäen oder des Atlantiks wieder vereint.

Dolores muss warten. Sie, die wie ein Mann Risiken eingeht, wie ein Mann entscheidet, wie ein Mann befiehlt, muss als Frau ins Exil, das heißt, mit ihrem Ehemann. Vielleicht sieht sie ihn gar nicht. Vielleicht begegnen sie sich nicht einmal im Flugzeug oder später. Doch das spielt keine Rolle. Wichtig ist allein, dass auf der Liste der kommunistischen Führer Spaniens, die von der Sowjetunion aufgenommen werden sollen, beide Namen erscheinen, ihrer ganz oben, seiner weit unten. Auch wenn sie sich nicht sehen, nicht sprechen, nicht im selben Haus wohnen, nicht im selben Bett schlafen, gelten sie weiterhin als Mann und Frau gemäß dem Gesetz des Gottes ihrer Feinde, eines Gottes, der noch immer in den Köpfen und im Bewusstsein derer verwurzelt ist, die ihn am meisten verabscheuen.

Im Frühjahr 1939, bevor sie nach Moskau aufbricht, wo sich bereits José Díaz befindet, den sie 1942 als Generalsekretärin der Partei beerben wird, legt Dolores Ibárruri, ranghöchste Autorität der PCE außerhalb der Sowjetunion, das Schicksal der Partei und Zehntausender spanischer Kommunisten, die in Frankreich dahinvegetieren, in die Hände einer anderen Frau, die zu dieser Zeit, kurz nach der deprimierenden Niederlage, noch nicht verliebt ist. Es ist eine mehr als schlechte Entscheidung, aber im Moment hat Dolores nur eines im Kopf.

»Sie soll sich um Antón kümmern«, erklärt sie Luis Delage, der ihr die Machtbefugnisse übertragen soll. »Sie soll versuchen, ihm Essenspakete und Nachrichten zu schicken, damit er weiß, dass er nicht allein ist, dass wir ständig an ihn denken, auch wenn wir jetzt aufbrechen müssen ...«

Der Posten, den Francisco Antón im Politbüro bekleidet, erlaubt ihr, in der ersten Person Plural zu sprechen, im Namen der Partei, nicht ihrem eigenen, aber es ist nicht schwer, sich die Panik vorzustellen, die diese Aufgabe in Carmen de Pedro auslöst, einer schreckhaften, verwirrten jungen Frau, die von der ungeheuerlichen, viel zu großen und gefährlichen Aufgabe, die auf ihren Schultern lastet, erdrückt wird. Sie weiß nur zu gut, dass man für die Gefangenen von Le Vernet nichts tun kann außer beten, und für

Kommunisten nicht einmal das. Sie wird als Erste verstehen, dass Dolores eine seltsame Wahl getroffen hat, obwohl sie doch von nicht unbedingt brillanten, aber durchaus fähigen Mitarbeitern umgeben ist, die jeden ihrer Befehle widerspruchslos befolgt hätten. Aber auch Dolores erhält Befehle, und die der Komintern sind unmissverständlich. Bevor der Nichtangriffspakt zwischen Nazideutschland und der Sowjetunion unterschrieben wird, müssen alle Führer der Kommunistischen Partei Spaniens Frankreich verlassen haben. Es wird sich bald herausstellen, dass unter denen, die nicht in die Sowjetunion eingeladen wurden, viele sind, die weitaus fähiger wären, Verantwortung zu übernehmen.

Dolores übergeht sie zugunsten einer unbedeutenden Frau, einer Mischung aus grauer Maus und treuem Hund, einer unerfahrenen jungen Frau, die weder eine politische Ausbildung noch Visionen, Ehrgeiz oder gar eigene Ideen besitzt. Und sie täuscht sich. Sie glaubt, dass die Möglichkeiten der Partei, in einem fremden Land zu agieren, das bald Teil des Dritten Reiches sein wird, vernachlässigt werden können, und täuscht sich. Sie glaubt, das Politbüro der PCE könne in Moskau sein, das Zentralkomitee in Buenos Aires, seine wichtigste Delegation in Havanna und der größte Teil der Parteimitglieder auf Frankreich und Spanien verteilt, ohne dass der Zusammenhalt der Partei darunter leidet, und wieder täuscht sie sich. Sie glaubt, es sei wichtiger, einem Machtwechsel in der Partei vorzubeugen, als ihn zu unterstützen, und täuscht sich auch hier. Sie glaubt, dass sie die Situation unter Kontrolle hat, indem sie Tausende von Kilometern entfernt Carmen de Pedro bevollmächtigt, auch das ein Irrtum, einer, der das Ende ihrer politischen Karriere bedeuten kann.

»Wie kommt es, dass du noch hier bist?« Der großgewachsene, kräftige Mann, der an einem Tag im August, vielleicht noch im Juli, vielleicht aber auch erst Anfang September, die zufällige Begegnung mit Carmen de Pedro einfädelt, hat sämtliche Konsequenzen dieses Irrtums bereits einkalkuliert. »Ich hätte dich in Moskau oder Amerika vermutet.«

»Nun, die meisten sind fort, das weißt du doch, oder?« Er nickt, weil er es weiß, natürlich weiß er es. »Aber mich haben sie hiergelassen, damit ich mich um alles kümmere.«

»Ich beneide dich nicht, das ist eine ungeheure Verantwortung.«

»Wem sagst du das!«

Und in diesem Augenblick, als Jesús den Moment gekommen sieht, so zu lächeln, wie nur er es kann, hat Carmen möglicherweise das Gefühl, dass ihr der Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Die unsterbliche Geschichte stellt verrückte Dinge an, wenn sie auf die Liebe Sterblicher trifft. Das Seltsame dieser Epoche überschneidet sich in der Liebe der großen Pasionaria und der der kleinen Carmen de Pedro. Als Stalin 1939 durch den Pakt mit Hitler seine Ideale und die von Millionen Menschen, die sie in aller Welt vertreten, verrät, weil er meint, es brächte ihm Vorteile, lebt Dolores seit kurzem in Moskau. Zu dieser Zeit hat Carmen den Mann ihres Lebens wahrscheinlich bereits getroffen, jenen großen Verführer, der sich vorerst damit begnügen wird, ihr allmächtiger Schatten zu sein, bis die Zeit kommt, um selbst ans Licht zu treten. Während die spanische Frau in Frankreich spürt, dass dieser Mann für sie allmählich wichtiger wird als die Partei, als ihre Aufgabe, als sie selbst, bemüht sich die andere in der Sowjetunion, das Unerklärliche zu erklären. Sie erfindet trügerische Theorien, je trügerischer, umso ausgeklügelter, unterscheidet zwischen Taktik und Strategie, verschleiert den pragmatischen Verrat, indem sie die Lüge pflegt, sie auf Adjektive anwendet, darauf beharrt, dass der imperialistische Krieg der internationalen Arbeiterklasse nicht schadet. Und Carmen verbreitet diese Losung unter den Gefangenen in den französischen Lagern, versucht, sie zu überzeugen, sie zu besänftigen, sie in der Partei zu halten, ohne großen Erfolg. Trotzdem hindert der moralische Sündenfall sie nicht daran, sich in ihrer Freizeit weit angenehmeren Aufgaben zu widmen.

Jesús ist ein Magier, ein wunderbarer Mensch, der es versteht, das Leben einer Frau in eine Achterbahn zu verwandeln, es mit Aufregung, Lachen und Schwindel zu erfüllen. Sie ist ein junges Ding von nebenan, so wie Francisco Antón, vom Charakter her aber ganz anders. Dolores erkennt nicht rechtzeitig, dass Carmen kein Interesse an der Macht hat und auch nie gehabt hat. Und dass die Macht sie noch weniger interessieren wird, wenn er ihr die Augen verbindet, damit sie die Weine, die sie trinken, zu schmecken lernt, wenn er ihr beibringt, wie man in einem Luxusrestaurant *foie* isst,

wenn er abgelegene Villen mit Garten mietet, in denen die Sonne ihr Schlafzimmer durchflutet. Der Preis für so viel Glück ist die Macht, und sie überlässt sie ihm mit derselben Inbrunst, mit der er offenbar bereit ist, ihr in allem gefällig zu sein. Ohne es zu merken, wird sie, sie allein, ausschließlich dafür leben, ihm in jeder Hinsicht gefällig zu sein. Und doch war die Partie so lange ausgeglichen, bis Deutschland Frankreich besetzte und die Welt erzitterte.

Am 22. Juni 1940 unterzeichnet Marschall Pétain in Vichy einen Waffenstillstand mit den deutschen Besatzern. An diesem Tag erzittert am anderen Ende des Kontinents eine mächtige und ehrgeizige Frau. Sie ist eine Legende, aber sie ist vor allem verliebt und deshalb unvorsichtig und verletzlich. Seit langem wartet sie auf diesen Augenblick, und sie hat keine Sekunde zu verlieren, obwohl sie sich vielleicht doch die Zeit nimmt, um vor dem Spiegel sorgfältig die Lippen nachzuziehen. Am Tag, an dem der Waffenstillstand von Vichy unterzeichnet wird, fühlt sich Dolores Ibárruri wieder stark, wieder jung, ist sich ihres Körpers bewusster als ihres Alters, und ihre Stimme zittert nicht, als sie im Kreml anruft und um eine Privataudienz bittet. Die unsterbliche Geschichte stellt verrückte Dinge an, wenn sie auf die Liebe Sterblicher trifft, und Pasionaria war noch nie so sterblich wie in dem Augenblick, als sie Stalins Arbeitszimmer durchquert und ihm in die Augen blickt.

»Genosse, du musst mir einen Gefallen tun.«

Laut Enrique Líster soll Stalin an diesem Tag in einem verächtlichen Ton, wie geschaffen dafür, die kleinbürgerliche Leidenschaft der Schwachen im Geiste zu verspotten, zu seinen engsten Vertrauten gesagt haben, wenn Julia ohne ihren Romeo nicht leben könne, müsse man ihren Romeo eben herbeischaffen. Es gibt keinen Grund, an seinem Bericht zu zweifeln, auch wenn die Anspielung auf Shakespeare befremdlich wirkt. Den schlichten, monotonen Berichten nach zu urteilen, die Stalin vom NKWD erhält, ist er nicht besonders belesen. Eine einfache Rechenaufgabe ist aussagekräftiger. Der sowjetische Führer kann Dolores die Bitte nicht abschlagen. Er will diese Frau bei Laune halten, obwohl ihm der kleine Mann in Le Vernet vollkommen egal ist. Diese Spanier sind wirklich komisch, murmelt er,

während er zum Hörer greift, um Molotow anzurufen. Der wiederum hat keine Skrupel, seinen Freund Ribbentrop zu kontaktieren. Ribbentrop glaubt vielleicht sogar, dass Molotow ihm einen Gefallen erweist, denn je eher die Franzosen begreifen, wer im Freien Frankreich das Sagen hat, desto besser für alle. In Vichy muckt niemand auf. Es genügt, dass ein Untergebener Ribbentrops eine Anweisung erteilt, um einen Untergebenen Pétains dazu zu bringen, diese sofort nach Le Vernet weiterzuleiten. Fünf Minuten später ist Francisco Antón frei. Die Vichy-Behörden händigen ihm den sowjetischen Pass aus, damit er mit dem Zug durch ein im Krieg befindliches Europa bis nach Moskau fahren kann.

Als Dolores mit sorgfältig geschminkten Lippen ihren Geliebten ankommen sieht, abgemagert, blass, verletzt, von Hunger und Krankheit gezeichnet, ist sie möglicherweise so bewegt, dass sie alles andere vergisst. Der Mann, der da gerade aus dem Zug steigt, ist mehr als nur der Mann, in den sie sich verliebt hat. Er war auch das letzte Führungsmitglied der spanischen Kommunisten in Westeuropa. Jetzt aber ist er in Moskau bei ihr. Während sie ihn umarmt, ihn mit Tränen in den Augen küsst, ihn bittet, Mut zu fassen, weil nun ihre gemeinsame Qual endlich ein Ende hat, ist sie so aufgewühlt, so glücklich, ihn umarmen zu können, so traurig, ihn schwach und krank zu sehen, dass sie keinen Gedanken an die Folgen verschwendet, die diese Reise in Frankreich haben wird. Dort hakt zur selben Zeit eine ehemalige graue Maus, deren Lippen ebenfalls sorgfältig nachgezogen sind, Namen auf einer Liste ab.

»Jesús und ich wollen eine Versammlung einberufen.« »Was für ein Jesús?«, werden sich die Delegierten einer nach dem anderen gefragt haben. »In Marseille.« »In Marseille? Warum in Marseille? Wir sind doch alle hier in Toulouse.« »Weil wir meinen, dass der Augenblick gekommen ist, zu handeln.« »Jetzt? Ausgerechnet jetzt, wo die Nazis Frankreich besetzt haben, sollen wir handeln?« »Ach, übrigens ... Ich habe eine gute Nachricht. Francisco Antón befindet sich bereits in Moskau.«

Arme Carmen! Als sie Monzón begegnet, ist sie zweiundzwanzig, es geht ihr schlecht, und sie kann sich an niemanden wenden, sie besitzt weder das theoretische noch das praktische Wissen, um die Aufgabe zu meistern, die